

# Grenznachbarn

Autor(en): **Limbach, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **16 (1912)**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572105>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

abgerissene Worte und halbe Sätze geschrieben, die ihm vielleicht einen peinlichen Prozeß zuziehen konnten. Das Papier war augenscheinlich ein Sündenregister, das er zu besserer Erinnerung hingekritzelt, bevor er in der Osterwoche zur Beichte ging. Unter anderm hatte er geschrieben: „Ho detto più volte male del P.“ („Ich habe mehrmals übel von P. gesprochen“), und wen anders konnte dies P., wie der Richter drohend betonte, wen sonst konnte es meinen als Papa, Seine Heiligkeit den Papst? Martinos Freunde, die sich unter den Zuhörern befanden, erschrafen gewaltig; denn sie wußten, daß dies wahr war: er hatte ja selber erzählt, daß er bei seiner letzten Beichte nur mit größter Schwierigkeit die Absolution habe erhalten können, da er Papst Urban VIII. einen Dieb genannt, weil er die kupfernen Dachstühle des Pantheons hatte fortführen lassen, damit der Schurke Bernini daraus das Tabernakel zur Peterskirche gießen könnte. Ein Schauer des Entsetzens durchfuhr die Zuhörerschar; da ging es ans Leben, es galt den Galgen. Aber Martino Lughis war nicht derjenige, der sich verblüffen ließ. Mit der ruhigsten Miene von der Welt entriß er der Hand des Richters das Papier und antwortete kurz und schroff: „Sie irren sich, Herr Richter! P. bedeutet Beparelli, den Baumeister, einen meiner ärgsten Feinde, den ich mehrere Male verleumdet zu haben gestehe. Uebrigens, was für ein Richter sind Sie, daß Sie nicht einmal wissen, welches gemeines Verbrechen es ist, etwas, das unter dem Siegel der heiligen Beichte gesagt worden, zu verraten und auszustreuen? Wenn dies dem heiligen Vater zu Ohren kommt, so haben Sie zum letzten Mal zu Gericht gesprochen!“ Der Richter ward totenbleich und blieb sitzen, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Martino wurde freigesprochen, aus dem Gefängnis entlassen, erhielt sein Sündenregister und seinen Ercolino zurück, und als er heim zu Sora Terenzia kam, erwartend, des Vaters Stock zu kosten zu bekommen, da empfing sie ihn mit offenen Armen, küßte ihn auf beide Schul-



Ferdinand Hodler.

Vater und Sohn, Zeichnung.

tern — denn höher reichte sie nicht — und nannte ihn ihr Goldherzchen.

Acht Tage lang machte sich ganz Rom lustig über die Richtergeschichte, und von da an blieb Martino lange Zeit in Ruhe vor den Sbirren des Papstes. Aber schließlich kam es doch zu einer Katastrophe... (Schluß folgt).

## Grenznachbarn.

Es wurde in letzter Zeit viel darüber geredet, ob eine innere Verbindung zwischen der deutschen und der deutschschweizerischen Kunst und Literatur, ja zwischen den Kulturen dieser beiden Länder überhaupt vorhanden und möglich und ob sie in diesem Falle heilsam oder gefährlich sei. Der Streit ist nicht geschlichtet; aber die Tatsachen zeugen von den schlimmen Folgen einer künstlichen Verbindung der Schweiz mit dem großen Nachbarvolke: die Berlinerei hat leider auch schon zu uns ihre unfruchtbaren Wucherwurzeln herübergesandt, und neben dem alten, festen, geraden und, hoffen wir's, unzerstörbaren Stamm der echten, erdgewachsenen Schweizer Kunst macht sich schon an allen Enden das großblättrige Schlinggewächs der Literaten bemerkbar. Mit Schaudern muß man nun auch bei uns die Entdeckung machen, daß junge Tintenflexer allein durch ihre unermüdlige Aufdringlichkeit sich ihren Namen in Ohr und Herz der guten Schweizer hineinzuschreiben vermögen, daß Kollegen aus der Studentenzeit, deren literarische Ambitionen wir nur mit-leidig belächelten, vermöge ihres dicken Felles und des beigelegten Rückportos sich einen Platz nach dem andern in der heimischen Presse erschlichen haben. Und wenn uns auch zuerst der Name eines Trotzels in pathetischer Perspektive nur zu fröhlichem Lachen reizt, so macht es uns doch im Hinblick auf die Zukunft besorgt und traurig: Sollte es möglich sein, daß die

gesunde Abscheu des Schweizers vor dem wallenden Dichtermantel und dem interessanten Lodenhaupt des Literaten, die Spitteler lexthin mit Recht rühmte, sollte es möglich sein, daß sie einer flachen Interessiertheit Platz machen müßte?

Wer so seine Besorgnis ausdrückt, braucht nicht notwendigerweise dem nationalen Kraftproletentum das Wort zu reden. Wer den Aestheten haßt, braucht nicht den Knoten zu lieben, der mit Stallkleidern ins Konzert sitzt und Fremden schweizerdeutsch antwortet. Wer weiß, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, wird auch imstande sein, französisch zu lernen, und echte Bauern kostümieren sich nicht mit Bauernkleidern.

Suche jeder Künstler zu gestalten, wie ihm Augen und Hände es sagen; dann wird er auch ohne Gefahr das fremde Werk sich betrachten können. Erst baue dein eigenes Haus — aber dann besuch' auch die andern Ansiedler! Und dieses Bild führt uns auch zur praktischen Lösung jener Frage: „Gibt es eine organische, gesunde Verbindung zwischen Schweizerischer und deutscher Kultur?“ Nämlich: wer sein Haus weltweit öffnen will, muß bei den nächsten Nachbarn anfangen, muß ihr Haus zuerst unter das Dach der Freundschaft bringen. Hier ein Baum und dort ein Baum macht keinen Wald: der enge Anschluß macht's. Was in aller Welt haben wir in Berlin zu tun! Gefunden Anschluß werden wir allein mit Süddeutschland bekommen. Welch schönes, ermunterndes Beispiel ist J. P.

Hebel: ein Deutscher — und doch, wer fragt darnach, ob er in Baden oder Basel geboren?

Zu diesen Betrachtungen regte mich ein neues Büchlein des schwäbischen Dichters Ludwig Finckh an: „Die Reise nach Tripstrill“, das uns wieder so recht deutlich zeigt, wie nah verwandt uns die Nachbarn überm Rhein sind: nicht so trocken und sachlich wie wir, nicht so stark an der festen, greifbaren Realität hangend; linder und zierlicher, liebevoller und auch etwas enger; aber dieselbe Liebe fürs Einfache, Ungekünstelte, derselbe Glaube an das Herz, derselbe Mut, diese widerborstige Welt zu zähmen. Ist's ein Zufall, daß der Gensfinger Wagnergefell, der auszog, Tripstrill zu suchen, und der dieses Wunderland schließlich im eigenen Herzen findet, daß er am Untersee landet — am Schweizer- oder am deutschen Ufer? wir wissen's nicht.

Dieses Grenzwasser ist seit Jahren ein Sammelpunkt schweizerischer und deutscher Künstler. Ich nenne nur Hermann Hesse und Ludwig Finckh als Deutsche, Otto von Greyerz und Max Bucherer als Schweizer. Ohne weiteres hat die Schweiz Hermann Hesse für sich annektiert wie dazumal J. P. Hebel. Und er hat es sich gern gefallen lassen: hat er doch an Keller mehr gelernt als an irgend einem andern Meister. Diese Zeilen nun möchten auch Ludwig Finckh den Eidgenossen zum Ehrenbürgertum empfehlen. Er verdient unsere Freundschaft so gut wie sein vielseitigerer, sicher aber nicht echterer Landsmann, Freund und Nachbar. Und speziell seine „Reise nach Tripstrill“ muß uns Schweizer, wie gesagt, anheimeln, gerade weil alles, was daran an unser Fühlen und Denken und an das Schauen und Schreiben unserer Besten erinnert, weil all das nicht in der Schule Gottfried Kellers entstanden, sondern aus schwäbischem Boden erwachsen ist.

Ich begehe nicht die Geschmacklosigkeit und — Unverschämtheit, Finckh einen schwäbischen Keller zu nennen. Es wäre ein Unrecht an Finckh selber: er ist und bleibt auch dort, wo er Tra-

gig wirklich zu schildern vermag, *J d y l l i k e r*. Aber daß er in seinen eigenen Schuhen bleibt und nicht wie andere Zwerge zu „gottfriedkellern“ sucht, macht ihn uns lieb: auch das Alpenheidekraut ist der knorrigen Bergföhre wesensverwandter als ein verrenkter Talbusch.

Gerade wegen dieser Echtheit und Ungeschminktheit des schwäbischen Dichters mögen uns in seinen Werken manche Züge befremden, die eben außerhalb unserer Schweizer Natur liegen: manches werden wir mit Unrecht zu gemütvoll finden, weil wir einen steifern Thorax haben. Dies gilt vor allem vom „Rosendoktor“, der mit Unrecht Finckhs bekanntestes Buch blieb; denn die neuern Bücher „Rapunzel“ und die genannte „Reise nach Tripstrill“ sind viel herber gehalten und weit geschlossener konzipiert und geschrieben. Und Finckhs klare und geradlinige Weltanschauung tritt hier noch deutlicher und fester zutage: es ist immer das alte Tripstriller Thema, das ja eine echt deutsche Melodie bedeutet und schon vom cherubinischen Wandersmann unermüdet wiederholt wurde:

„Halt an! Wo lauffst du hin? Der Himmel ist in dir!  
Suchst du Gott anderswo, du fehlst ihn für und für!“

Das Tripstriller Thema, das auch im Lied des jungen Töpfers aus Finckhs neuem Buche tönt, dem tiefsten und bedeutendsten Gedichte Finckhs, mit dem ich auch am liebsten schließen will:

Eine Stunde in der Nacht  
Denk mein Schatz an mich und wach;  
Berg und Bach und Strom und Meer:  
Erde, bist du groß und schwer!

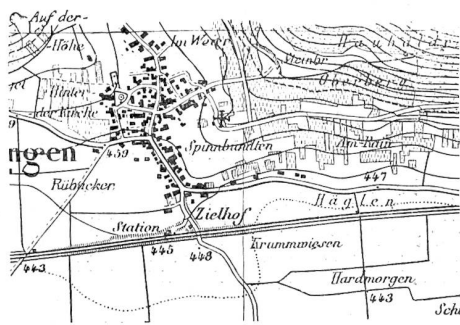
Eine Stunde nur am Tag  
Schlüpft zu mir ein Vogelschlag;  
Dreht die Scheibe sich nicht mehr:  
Nichts ist groß, und nichts ist schwer.

Dr. Hans Limbach, Marisegg.

## Die Funde aus der Völkerwanderungszeit in Beringen, Kt. Schaffhausen.

Mit sieben Abbildungen.

Ungefähr vier Kilometer westlich von Schaffhausen liegt etwas nördlich der alten Landstraße, die von dieser Stadt auf dem rechten Rheinufer über Neunkirch nach Thiengen durch den lieblichen Klettgau führt, in einem engen Tälchen zwischen zwei bewaldeten Hügeln das Dorf Beringen. Dort stieß ein Landmann, dessen Gürtchen an dem mit Reben bepflanzten Hange des östlichen Hügels liegt (s. Abb. 1), wo dieser in scharfer Wendung nach dem Seitentälchen umbiegt, als er seine Feldfrüchte einwintern wollte, auf ein Grab, dem er zwei große, stark oxydierte Fibeln und eine mit in Zellen gefassten Rubinen verzierte goldene Scheibe entnahm. Diese Gegenstände brachte er, nachdem ihn Bekannte auf deren möglichen Wert aufmerksam gemacht, in das Schweizerische Landesmuseum nach Zürich, wo er vernahm, daß es sich um einen Fund aus der Völkerwanderungszeit handle. Das Landesmuseum kaufte die Objekte, unter der Bedingung, daß ihm gestattet werde, auf dem betreffenden Grundstück gegen entsprechende Entschädigung weitere Nachforschungen anzustellen. Diese dauerten vom 5. bis



Beringer Funde Abb. 1. Beringen und Umgebung.  
(+ = Fundstelle).

früher bei Landarbeiten und bei der Anlage eines Sträßchens zerstört worden, ohne daß man den dabei gemachten Funden größere Bedeutung beimaß. Die Gräber lagen, wie dies bei solchen aus der Völkerwanderungszeit fast immer der Fall, bald gruppenweise vereinigt, bald zerstreut und glücklicherweise nur wenige Fuß tief unter der Humusschicht. Bei der Mehrzahl ruhten die Skelette in einer einfachen Grube. Nur wenige waren entweder zwischen zwei Trockenmauerchen gebettet oder vollständig mit solchen umrahmt worden. Spuren von Holzsärgen konnten in drei Fällen nachgewiesen werden. Die Leichen lagen fast durchweg mit dem Kopfe nach Westen gerichtet. Nur drei Gräber machten eine Ausnahme. In zweien davon hatte man die Leichen in der Richtung von Nordwest nach Südost, in einem von Südwest nach Nordost eingebettet. Alle Toten waren bestattet, nicht verbrannt worden. Dabei wiesen die Kohlen, die man überall in der Nähe der Skelette fand, auf die Gleichartigkeit der bei diesem Anlasse üblichen Gebräuche. Die Nachforschungen außerhalb dieses Plazes verliefen resultatlos. Es dürfte darum dieses kleine Gräberfeld der Friedhof einer einzigen Familie, bezw. Sippe gewesen sein, deren Hofgut zweifellos in der Nähe lag. Da es aber nur aus Gebäuden von Holz, wahrscheinlich mit Verwendung von Lehm und Flechtwerk bestand, ist es längst spurlos verschwunden.

Im allgemeinen enthielten die Gräber Beigaben, wie man sie in alamannischen Nekropolen zu finden gewohnt ist: die der Frauen größere und kleinere Gürtelschnallen und Riemenzungen, Halsketten aus Perlen verschiedener Art, Ohringe aus dünnem Bronzedraht und kleine Messerchen, die der Männer ebenfalls Gürtelschnallen, sowie kleinere und größere Messer (Scramasaxe). In einem Grab war dem Toten auch noch ein Teil seiner Waffen beigegeben worden, da man

13. Dezember 1910. Man fand im ganzen 29 Gräber auf einer verhältnismäßig kleinen Grundfläche von etwa 34 m Länge und 18 m Breite. Einige waren leider schon